

Lukas 17, 7 – 10

„Wer unter euch hat einen Knecht, der pflügt oder das Vieh weidet, und sagt ihm, wenn der vom Feld heimkommt: Komm gleich her und setz dich zu Tisch? Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite mir das Abendessen, schürze dich und diene mir, bis ich gegessen und getrunken habe; danach sollst auch du essen und trinken? Ist er dem Knecht etwa dankbar, dass er getan hat, was ihm aufgetragen war? So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen ist, so sprecht: Wir sind Knechte, weiter nichts; wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.“

Liebe Gemeinde,

es gibt Bibelworte, die werden gerne zitiert. Dieses gehört nicht dazu: Wir sind Knechte, weiter nichts! Die Geschichte vom Herrn und seinem Knecht, vermutlich seinem Sklaven, ist nicht populär, und unseren Kindern würden wir sie wahrscheinlich nicht erzählen. Sie mutet irgendwie unmoralisch an. Kein Hirte, der sein Schaf nach Hause trägt. Keine Frau, die sich über den wieder gefundenen Schmuck freut. Keine Saat, die wunderbar von selbst wächst. Kein Vater, der den Sohn in die Arme schließt. Sondern ein Herr, der selbstverständlich und ohne Dank seinen Sklaven für sich arbeiten lässt, zuerst auf dem Feld und dann in der Küche. Das sind zumindest unfaire Verhältnisse.

Doch einer der Züge, die ich an Jesus liebe, ist, dass er auch unmoralische Geschichten erzählt hat, Geschichten von Dieben und ungerechten Richtern, von korrupten Verwaltern und Herren und Sklaven. Es ist, als wollte er sagen: Moral ist nicht alles. Messt nicht alles am Maßstab der Moral, und schwingt die moralische Keule nicht so rasch und so oft. Auch in unmoralischen Geschichten stecken Wahrheiten, vielleicht nur halbe Wahrheiten, doch das ist mehr, als wir sonst oft aufgetischt bekommen.

Natürlich muss man sofort feststellen, dass Jesus auch Geschichten erzählt hat, in denen es anders zugeht, in denen zum Beispiel der Herr den Knechten dient. Und er sagt über sich selbst, er sei gekommen, um zu dienen und sein Leben zu geben für viele. Damit ist klar, dass die Geschichte vom Herrn und seinem Sklaven nicht Sklaverei und Unterdrückung rechtfertigt, auch nicht Selbstausbeutung, und sei es für eine gute Sache; und sie will auch nicht lehren, dass Dankbarkeit überflüssig sei.

Wenn Jesus von einem Herrn und seinen Knechten, Mägden oder Sklaven erzählt, dann erzählt er von Gott und den Menschen. Doch wird die Sache damit besser? Darf man so von Gott reden? Und darf man so von den Menschen reden? Wir sind doch zum Ebenbild Gottes geschaffen, mit Würde begabt, und Christus hat uns zur Freiheit befreit. Und Gott ist kein Sklavenhalter, Ungerechtigkeit und Ausbeutung sind ihm ein Gräuelp, er will nicht, dass wir einander die Luft nehmen, und er will auch nicht, dass wir uns wegducken und gottergeben den Nacken beugen. Und dennoch hat Jesus diese Geschichte erzählt und uns diesen Satz in den Mund gelegt: So auch ihr! Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen ist, so sprecht: Wir sind Knechte, weiter nichts!

Paulus hat seine Briefe meist so begonnen: Paulus, Sklave Jesu Christi, berufen zum Apostel, erwählt das Evangelium zu bringen aller Welt...Fast emphatisch hat er das vorangestellt: Ich, Paulus, Sklave Jesu Christi. Paulus hat es, das zeigen seine Lebensgeschichte und seine Briefe, an Selbstbewusstsein, an Mut, Energie und aufrechtem Gang sicherlich nicht gefehlt. Es ist eher so, dass er aus dem Wissen, ein Sklave Jesu Christi zu sein, seine Gewissheit, seinen Auftrag und seine Kraft geschöpft hat. Wie groß ein Mensch ist, und wie aufrecht er geht, das entscheidet sich nicht daran, ob er oder sie einem anderen dient und von einem anderen beauftragt ist. Es entscheidet sich vielmehr daran, wie groß der ist, dem er oder sie dient. Und wir, liebe Gemeinde, sind dem größten König eigen.

Das ist allerdings in der biblischen Botschaft unbestritten, und auch bei jedem Nachdenken unbestreitbar, dass da, wo Gott und Mensch einander begegnen, ein ungeheures, unüberbietbares Gefälle im Spiel ist. Da sind Macht und Abhängigkeit höchst ungleich verteilt. Da sind ein Oben und ein Unten, da begegnen sich Himmel und Erde, Schöpfer und Geschöpf, der der ist von Ewigkeit zu Ewigkeit und wir mit unserem kurzen Leben zwischen Geburt und Tod. Der Herr des Alls, und wir Menschen, die wir unsere kleine Welt erleiden und gestalten. Das Leben und die Vergänglichkeit. Herr und Knecht begegnen sich nicht auf gleicher Höhe. Gott ist immer anders und immer größer und wird deshalb zu recht angebetet: Groß bist du... Aber die Pointe des Evangeliums ist, dass Gott seine Größe und Macht nicht für sich behält. Deshalb muss der Satz weitergehen: Groß bist du, und groß sind deine Gaben. Gott ist ein Herr, der gibt, der schenkt, der sich selbst verschenkt. Er ist das Leben, und er überwindet unser Leid und unseren Tod und das Leid und den Tod der ganzen Schöpfung. Herr und Knecht stehen nicht einfach auf gleicher Ebene, doch Gott kommt herab zu uns, um uns zu helfen und zu retten, er wird Mensch, er wird unser Bruder, er reicht uns die Hand und geht nun an unserer Seite. So erlöst er, als Gott, der Mensch wird, als der Herr, der selbst ein Knecht wird, als das Leben, das für uns in den Tod geht, als Retter, der uns herauszieht aus allem Elend. Genau so singen wir es am Ende des Gottesdienstes:

Verleih uns Frieden gnädiglich / Herr Gott, zu unsern Zeiten. / Es ist doch ja kein anderer nicht / der für uns könnten streiten / denn du, unser Gott, alleine.
Oben und unten, Herr und Knecht, Himmel und Erde. Aber uns zugute und zu unserem Heil.

„Wenn ihr alles getan habt, was euch aufgetragen ist, so sprecht: Wir sind Knechte, weiter nichts; wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.“

Doch was ist uns aufgetragen? Was sind wir schuldig?

Das erzählt uns das Gleichnis nicht. Die Bibel aber erzählt es, beinahe von der ersten bis beinahe zur letzten Seite.

Bebauen und bewahren, so steht es ganz am Anfang. Bebauen und bewahren die gute Erde und das gute Leben. Ich wage es, es noch einfacher zu sagen: unser Auftrag ist es, gut zu sein zu anderen, für uns selbst, und zur Natur. Was das heißt, gut zu sein und Gutes zu tun, darüber kann man viele komplexe Erörterungen anstellen. Das Erstaunliche daran ist jedoch meiner Meinung nach, dass wir in den allermeisten Situationen irgendwie genau wissen, was nun gut ist und was nun zu tun oder zu reden sein. Oft legen sich andere Stimmen und Stimmungen blitzartig

über jenes Wissen, doch wenn wir auf unser Herz hören, dann sind die Dinge oft ganz einfach, dann wissen wir, was es heißt, zu lieben, oder sorgsam zu sein, andere leben zu lassen, die Gerechtigkeit hoch zu halten, dem Unrecht widerstehen und die Schwachen zu verteidigen. Aber auch, sich selbst Raum und Ruhe und Gutes zu gönnen.

Denn genau damit hat uns Gott begabt, mit einem feinen Gespür für Gut und Böse, mit der Kraft, nachzudenken und zu forschen und zu erfinden, mit der Kraft zu lieben und zu heilen, mit der Fähigkeit zu vergeben und zu hoffen über alle realistischen Horizonte hinaus. Und in den schrecklichsten Schreckensfällen und den dunkelsten Nächten dieser Welt haben wir immer noch einander, die Kraft des Mitleidens und der Tränen und der zarten Worte, die Kerzen und Lieder und die Worte anderer, die alten Worte, in denen wir uns bergen können und die uns sagen, dass Gott eines Tages alle Tränen abwischen wird.

„Wir sind Knechte, weiter nichts; wir haben nur getan, was wir zu tun schuldig waren.“

Was uns aufgetragen ist – das ist selbstverständlich.

Es gibt im Leben Dinge, die sind so selbstverständlich, dass sie nicht der Rede und nicht des Dankes wert sind. Aus ihnen lassen sich keine Ansprüche ableiten, man tut sie einfach, oder sagt ebenso entschieden: Das tu ich nicht! Das ist die pure Selbstverständlichkeit. Die pure Selbstverständlichkeit verpflichtet zu nichts, schon gar nicht den Herrn der Welt. Ein panisches Kind zu trösten, oder zu sagen: Ich war's, wenn ich es war. Und sich nach dem Touchieren beim Einparken des Nachts nicht heimlich zu entfernen. Es sind die Situationen, in denen zu danken irgendwie peinlich und unpassend ist, und wirs trotzdem tun weil man ja etwas sagen muss, und der andere antwortet ganz richtig: Nicht der Rede wert. Und das heißt nicht, dass das, was geschehen ist, nicht wichtig wäre, im Gegenteil, es mag sehr wichtig sein, aber es ist selbstverständlich.

Jesus hat wie selbstverständlich davon geredet: Einander vergeben. Den Nächsten lieben. Gott lieben. Wahrhaftig sein. Großzügig schenken. Einander eine Chance geben. Gut sein.

Gibt es Selbstverständlicheres? „Wenn du Gutes getan hast, bilde dir nichts darauf ein. Denn dazu wurdest du geschaffen“ sagt ein jüdisches Sprichwort.

Ist das eine Last, die uns Jesus hier auferlegt, in dieser Erwartung der selbstverständlichen Güte? Oder liegen darin nicht vielmehr eine hohe Würde, eine große Leichtigkeit, und Freiheit?

Selbstverständliche Güte – das erschafft und erhält eine Welt, die nicht durch Ansprüche, gar Rechtsansprüche geregelt ist, sondern in der Menschen selbstverständlich miteinander und füreinander leben.

Selbstverständliche Güte – das erschafft und erhält eine Welt, in der der Sinn und das Glück und der Geschmack des Lebens nicht in Dank, Lohn, Beifall oder Prestige liegen, sondern im selbstverständlichen Tun des Guten selbst.

Selbstverständliche Güte – das erschafft und erhält eine Welt, in der nicht hohe moralischen Ansprüche und große Heldentaten den Ton angeben, sondern das

selbstverständliche Tun, wenn uns etwas auf die Schwelle gelegt ist. In dieser Welt fällt Glanz auf die kleinen Dinge.

Selbstverständliche Güte – das erschafft und erhält eine Welt, deren Herr etwas von uns erwartet, ganz selbstverständlich. Er dankt nicht, aber er sieht es und lächelt. Wir gehören zu ihm.

Selbstverständliche Güte – das erschafft und erhält eine Welt, in der wir von Gott keinen Lohn für das erhalten, was wir tun. Nicht weil es schlecht ist. Sondern weil es selbstverständlich ist. Kein Rechnen tritt zwischen uns und Gott.

Selbstverständliche Güte – das erschafft und erhält eine Welt in der wir wissen, dass alles was wir sind und haben von Gott kommt. Gottes Liebe, Gottes Gaben fließen zu uns und durch uns zu anderen.

Selbstverständliche Güte – das erschafft und erhält eine Welt, in der Gott uns liebt, weil er uns liebt; in der er uns vergibt, weil er uns vergibt, nicht weil wir gut sind oder Gutes tun, sondern um unserer selbst willen, einfach so, selbstverständlich.

Amen.

Verfasser:

KR Helmut Dopffel, M. Th.

Stuttgart

Helmut.Dopffel@elk-wue.de